

## FILME IN KÜRZE

Kottan ermittelt . . .

## Ehrensachen

Die Hartlgasse im 20. Wiener Bezirk wurde 1976 berühmt, als das österreichische Fernsehen dort einen neuen Ermittler seinen ersten Fall lösen ließ: Major Adolf Kottan (damals gespielt von Peter Vogel) war der Held eines revolutionären Krimityps, in dem es vor allem um die Absurditäten des Wiener Alltags ging. Die Serie „Kottan“ wurde sogar im großen Nachbarland ein Hit. Dass viele Jahre nach Stilllegung der Figur jetzt ein Comeback zu vermeiden ist, muss aber wohl auf Missverständnissen beruhen: Rund um Lukas Resetaerts (den, historisch gesehen, dritten Kottan) bietet Peter Patzak in „Kottan ermittelt – Rien ne va plus“ viele Stars (Johannes Krisch, Udo Samel) auf, aber kaum Ideen. Dass der Krimiplot Nebensache ist, war bei Kottan immer schon Ehrensache, an die Stelle der Spannung trat Atmosphäre. Gerade in diesem Punkt erweist sich die Neuaufgabe als besonders dürrig: Das Wien, das Patzak hier ins Bild rückt, ist ein lebloser, synthetischer Ort geworden, an dem der typische Kottan-Surrealismus keine Chance mehr hat. **breb.**

Morgen das Leben

## Flugversuche

In seinen Dokumentationen „Nacht-schicht“ und „Draußen bleiben“ spiegelte sich die Härte realer Arbeit und der in Flüchtlingsheimen lauernden Irrsinn. Alexander Riedels erster Spielfilm wendet sich nun zwei Frauen und einem Mann zu, die mit Mitte dreißig endlich den Sprung in sichere Einkommensverhältnisse schaffen wollen. Den Schaulätz bilden erneut Randlagen in München, der Stadt, wo „der Anspruch auf dokumentierbare Leistung“ nach Riedels Beobachtung am höchsten ist. Der männliche Protagonist, Typ gescheiter Lebenskünstler, will als Versicherungsangestellter fortan alles richtig machen. Eine Angestellte tritt um des Geldes willen in einen vornehmen Massage- und Kosmetiksalon ein, doch am traurigsten stimmen die Tagträume einer ehemaligen Stewardess, die den ungeliebten Telefondienst und die stupide Heimarbeit vergessen und wieder Fluggästen ihr Lächeln schenken möchte. „Morgen das Leben“ ist ein leider etwas sprunghafter Thesenfilm geworden, der dem Austrocknen von Lebensentwürfen nachspürt, aber nicht wagt, der Trostlosigkeit in der Zone der Abhängigen bis zum bitterkomischen Ende nachzugehen. Eines der drei Schicksale und eine Geschichte ohne Raum für Illusion hätten genügt. **hjr.**

## Kurze Meldungen

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach ist vom Europäischen Museums Forum des Europarates mit einer Sonderauszeichnung geehrt worden. Die Jury zeigte sich von der „poetischen und ästhetischen Qualität“ des Museums beeindruckt. Beworben hatten sich 34 Museen aus fünfzehn Ländern. Der „European Museum of the Year Award 2011“ ging an das Gallo-Römische Museum im belgischen Tongeren. **F.A.Z.**

Der Kanadier Charles Olivieri-Munroe wird neuer Chefdirigent der Philharmonie Südwestfalen. Zur Spielzeit 2011/12 tritt er die Nachfolge des Engländer Russel N. Harris an, der das in Hilchenbach residierende Orchester seit acht Jahren leitet. Olivieri-Munroe, 1969 in Malta geboren, begann seine internationale Karriere 2000 mit dem Gewinn des Wettbewerbs beim Festival Prager Frühling. Seit 1999 ist er Chefdirigent der Nordtschechischen Philharmonie in Teplice. **aro.**

Alice Buddeberg, unter anderem Hausregisseurin am Schauspiel Frankfurt („Hedda Gabler“), erhält den Kurt-Hübner-Preis 2011, der von den „Bremer Theaterfreunden“ vergeben wird. Die Auszeichnung, die mit 5000 Euro dotiert ist, erhält die Theaterkünstlerin für den „klugen und respektvollen Umgang mit ihren Stoffen“, der „einfühlsame Aneignung und analytische Reflexion mit szenischer Phantasie“ verbinde. **F.A.Z.**

Island ist Gastland der Frankfurter Buchmesse in diesem Jahr, und das Literaturhaus Bonn nutzt dies, um sich nach längerer Pause mit der Reihe „Herzorte“ zurückzumelden. Der Reigen beginnt am 9. Juni mit der Lyrikerin Steinunn Sigurðardóttir und setzt sich am 20. Juni fort mit Kristin Steinsdóttir. Der Romancier und Liedermacher Sjon tritt am 29. Juni auf, am 12. Juli werden Islands „Atomdichter“ porträtiert: Einar Bragi, Hannes Sigfússon, Jón Óskar, Sigfús Daðason und Stéfan Hörður Grímsson. **aro.**

Der Schauspieler Christian Veit ist im Alter von fünfundsiebzig Jahren in Berlin gestorben. Er war seit achtunddreißig Jahren am Grips-Theater tätig und feierte noch am 30. April das fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Grips-Erfolgs „Linie 1“, wo er seit der Uraufführung eine der „Wilmsdorfer Witwen“ mimte. Am 4. Mai spielte er seine 1500. Vorstellung von „Linie 1“. Es war seine letzte. **F.A.Z.**



Wenn die Familie zur kannibalistischen Horde wird, hilft auch Untertauchen nicht mehr: Miriam Balderas in einer Szene aus Jorge Michel Graus Film.

Foto Alamode

## Menschenfresser: Der mexikanische Film „Wir sind was wir sind“

Eigentlich sind sie eine ganz normale Familie. Sie halten zusammen; arm, aber anständig fristen sie im Moloch von Mexico City ihr Dasein, und die drei erwachsenen Kinder versammeln sich regelmäßig an Mamas Tisch, wo die Mutter nach Spezialrezept das Lieblingsessen der Familie zubereitet. Doch diese Idylle ist von Anfang an gebrochen. Wir wissen schon, dass der Vater, auf den die Familie wartet, nicht mehr nach Haus kommen wird, wir haben gesehen, wie der zerlumpte alte Mann vor einer Luxusboutique inmitten einer Shopping-Mall im Stadtzentrum zusammenbrach, und die Art seines Todes in einer eindringlichen Anfangssequenz ließ nichts Gutes ahnen. Es dauert nur ein paar Minuten, bis der Film sein Geheimnis lüftet: Jene, die hier nun ohne Vater und Ernährer

ums nackte Überleben kämpfen, sind eine Familie von Menschenfressern.

Im Kino fristet der Kannibale ein Schattendasein. Das ist kaum überraschend, ist er doch von allen Filmmonstern das menschlichste. Jeder kann zum Kannibalen werden, zumindest, wie man aus schrecklichen Beispielen weiß – das Floß der „Medusa“, der Flugzeugabsturz in den Anden 1972 –, in höchster Not. Im Unterschied zu Vampiren und Zombies sind Kannibalen mehr als Metaphern. Diese Wirklichkeitsnähe möchte man sich lieber nicht so gern zumuten.

Die Kannibalen in „Wir sind was wir sind“ („Somos lo que hay“) des mexikanischen Regisseurs Jorge Michel Grau erinnern allerdings oft an jene Menschen, die wir alle kennen, die mal ausgemergelt, mal seltsam aufgedunsen auf uns zu-

kommen, in schmutzigen, zerlumpten Kleidern, stinkend, krank, kaputt. Sie betteln um Geld, Brot oder Getränke, wir geben ihnen etwas oder nicht, wir weichen ihnen aus oder wenden uns ab. Es sind die Armen Mexikos, aber auch der Welt.

Grau interessiert sich vor allem für das Familiendrama in seiner Geschichte. Die Frauen erweisen sich hier als deutlich überlegen. Während Bruder Julián mit seinem Hang zur Gewalt alle gefährdet, ist der verkappt homosexuelle Alfredo ein Sensibelen, das unfähig ist, die zur Versorgung der Familie nötigen Blut-taten auszuführen. Gesellschaftliche Tabus wie Homosexualität und Prostitution spielen eine wichtige Rolle, denn potentielle Opfer sucht die Familie unter Randgruppen, weil deren Tote die Polizei nicht interessieren. Die Armen essen

sich selber auf – das ist unter anderem die tiefere Botschaft von Graus Film.

Der Film zeigt eine Welt voller Ruß und Dreck – ein düsteres Portrait der mexikanischen Wirklichkeit. Stilistisch versucht Grau eine Verbindung von Horrorgenre und Arthousefilm. Über weite Strecken dominiert eine präzise Erzählweise mit langen Plansequenzen, die mehr an Graus Landsmann Carlos Reygadas erinnern als an die berühmteren Vorbilder Cuarón und Iñárritu. Da kann man, zumal die Familie gut katholisch ist, auch noch ans Abendmahl und den Leib Christi denken. Im letzten Viertel mündet dann alles in ein furioses Horrorfinale, einen Fress-Exzess, der auch als Menetekel verstanden werden kann: In der neoliberalen Gesellschaft werden wir alle zu Kannibalen. **RÜDIGER SUCHSLAND**

## Nasen auf im Ohrentheater!

Beethoven ist in Norwegen schon Subkultur, Kafka kennt keiner mehr. Deshalb geraten beim Festival von Bergen alle Sinne hübsch durcheinander.

BERGEN, 3. Juni  
Man hört auch mit der Nase gut. Das ist kein Witz. „Über Geruchshelligkeit“ lautet der Titel einer Studie des Musikforschers Erich Moritz von Hornbostel aus dem Jahr 1927. Er hatte an mehreren Versuchspersonen nachgewiesen, wie eng Nase, Auge und Ohr zusammenwirken, und formulierte das Ergebnis pointiert so: Jeder Mensch könne auf dem Klavier den Ton zeigen, der so hell sei, wie Flieder dufte.

Der Flieder blüht derzeit auch im norwegischen Bergen noch reichlich, doch geduftet hat vor allem das Gras – in der Beletage des Logen-Theaters. Auch das ist kein Witz. Im klassizistischen Ballsaal dieses einstigen Logenhauses der Freimaurer hatte man das Parkett vollständig mit frischem grünen Rollrasen ausgelegt. Das Publikum saß auf Gartenklappstühlen, sog den Duft von Gras ein und hörte dazu neueste Musik für kleine Ensembles und Live-Elektronik, die sich den Landschaften der Nacht, den Geräuschen von Bäumen, Vögeln und Grillen, den Herden und Hirten von Aubrac im französischen Zentralmassiv zuwandte: Musik von David Monacchi, Salvatore Sciarrino, Laurent Sassi und Jean Palandre.

Bei den Festspielen in Bergen, dem größten Mehrspartenfestival Nordeuropas, hat der Komponist Henrik Hellstenius diese Konzertreihe inszeniert, die sich „Ohrentheater“ nennt. Ihr ging es nicht um die Gegenständlichkeit von Werken, sondern um die Situationsbezogenheit des Hörens. In der europäischen Kunst sind wir ja auf ein abstrahierendes Hören trainiert worden. Tonmalerei gilt als minderwertige Musik. Wir sollen eine eigene Welt entdecken in einem Klang, der zuvor von allem Weltbezug gereinigt wurde. Aber hier in Norwegen ging es nun um ein Hören, dem keinen Erdreinst zu tragen peinlich ist.

„Es passiert so viel in Nordeuropa. Man muss unglaublich aufpassen, dass man von der sehr kreativen Szene dort nicht abgehängt wird“, sagte der Chefdirigent des Rias-Kammerchores, Hans-Christoph Rademann, kürzlich in Berlin. Und auch dieses „Ohrentheater“ von Bergen steht beispielhaft für neue Veranstaltungsformen, in denen das Publikum durch Ensemblekonzerte mit neuer

Hier hört man mal das Gras wachsen: Theatre of the Ear in Bergen **Foto Thor Brodreskift**

Musik durch eine sensible Licht- und Videoregie geführt wird.

So erlebt es die zwei Stunden als geschlossenes Ganzes und zerhackt es nicht durch Applaus. Solche Konzerte wird es bald auch vermehrt im Berliner Radialsystem geben. Ebenso wird sich der Norwegische Solistenchor, der in Bergen geistliche Renaissancemusik von Giovanni Gabrieli mit einem „Prometeo“-Fragment von Luigi Nono verknüpft hat, zum kom-

menden Neujahrskonzert mit dem Rias-Kammerchor in der Berliner Philharmonie vereinigen. Dass die Festspiele in Bergen seit der Intendanz von Per Boye Hansen den Untertitel „Nordische Impulse“ tragen, ist also keine Vermessenheit geben. Ebenso schreibt, was von dort tatsächlich ausgeht.

Die Anregung führt über die Form der Darbietung hinaus. Denn dieses „Ohrentheater“ ist ja auch geistig ziemlich pi-

kant: Mit avancierten Mitteln wird hier eine vormoderne Forderung der Ästhetik neu legitimiert – dass nämlich Kunst Nachahmung der Natur sei.

Nicht Verweigerung von Schönheit oder Aufbrechen der Wahrnehmung ist die Stoßrichtung dieses Unternehmens, sondern durchaus Bezauberung, Genuss, Erfahrung einer Einheit der Sinne. Per Boye Hansen liebt es ohnehin, die Fronten zwischen Innovation und Tradition durcheinanderzuwirbeln und die Ideologen auf beiden Seiten perplex zu machen.

Öffnet wurden die 59. Festspiele durch die Bergener Philharmoniker unter Baldu Brönnimann mit Igor Strawinskys Oper „Oedipus Rex“. Nicht um die erneute Heroisierung des ödipalen Vatermordes an den Werten der Tradition durch eine Kunst der Moderne sollte es dabei gehen, sondern um die Skepsis gegenüber dieser Tat. Inzucht und Selbstzerstörung als Folge von Vergangenheitsblindheit war das Thema. „Kunst, die sich der Zukunft verschließt, tritt auf der Stelle. Aber Kunst, die die Vergangenheit nicht kennt, dreht sich im Kreis“, sagte Per Boye dazu. „Wenn Sie heute in der Kunst glauben, etwas Wesentliches sagen zu können, ohne die Vergangenheit zu kennen, dann sind Sie blind. Aber diese Blindheit steht uns bevor. Eine neue Studie für Norwegen ergab, dass die Mehrzahl der fünfundsiebzigjährigen Universitätsstudenten nicht mehr weiß, wer Kafka war.“

Als konservativer Kulturpessimist versteht sich der Intendant freilich nicht. Er hält an der Idee einer dynamischen Tradition fest, die sich aber aus seiner Sicht gerade in ihrer Dynamik gefährdet, wenn sie ihre Geschichte nicht mehr kennt.

Theater, Ballett, Oper, Konzerte gibt es noch bis kommenden Dienstag in Bergen. In den vergangenen Tagen stellte der Regisseur Tore Vagn Lid mit einer norwegischen Inszenierung von Gerhart Hauptmanns naturalistischem Drama „Vor Sonnenaufgang“ die Frage, warum gerade die geistigen und ökonomischen Führungseliten unserer Tage sich so für Darwin, Biowissenschaften und Genetik begeistern und gleichzeitig die Sozialpädagogik diskreditieren.

Zur selben Stunde spielte Truls Mørk Beethovens Cellosonaten, wozu der Festspielintendant bemerkte: „Beethoven ist hier inzwischen Subkultur. Sie können damit nicht renommieren. Die Leute, die gesellschaftlichen Glanz suchen, gehen woandershin.“ Nur kurz zuvor hatten sich die Kinder der regionalen Kulturschulen in einem eigenen Programm vorgestellt. Und da konnte man erleben, wie ein Junge aus einer pakistanischen Einwandererfamilie Papagenos Auftrittslied aus Mozarts „Zauberflöte“ sang: „Der Vogelfänger bin ich ja“ – auf Deutsch!  
**JAN BRACHMANN**

## Der Eklat blieb aus

Eine Londoner Diskussion über deutsches Stiftergeld

LONDON, 3. Juni

Die vertrackte Frage nach der Herkunft von Stiftungsgeldern für wissenschaftliche Zwecke wurde unlängst wieder ins Rampenlicht gezerrt durch einen Streit über die langjährige Zusammenarbeit der Universität Oxford mit der Hamburger Töpfer-Stiftung und die Einstellung von deren Gründer Alfred Töpfer zum Hitler-Regime. Nach eingehender Prüfung hat sich Oxford schließlich für eine Fortsetzung der Zusammenarbeit entschieden, weil die Stiftung ihre Vergangenheit offen aufgearbeitet und sich von der Verstrickung Töpfers mit dem Nationalsozialismus distanziert habe. Das Deutsche Historische Institut in London hat diese Auseinandersetzung zum Anlass genommen für eine Diskussion über die grundsätzlichen Fragen, die sich aus der Unterstützung wissenschaftlicher Arbeit durch deutsche Unternehmensstiftungen ergeben, deren Vergangenheit nicht immer ruhmreich war.

Dem Institutsdirektor Andreas Gestrich dürfte bewusst gewesen sein, dass er mit dieser Veranstaltung einen Eklat riskierte. Der Politikwissenschaftler Michael Pinto-Duschinsky, der in Oxford gegen die „beschmutzten“ Töpfer-Gelder agiert hat, hatte nicht nur seine Anwesenheit angekündigt, sondern auch einen Platz auf dem Podium gefordert. Mit der Begründung, man wolle verhindern, dass die Diskussion zu sehr vom Allgemeinen ins Spezifische abgleite, ist Pinto-Duschinsky dieser Wunsch abgeschlagen worden. So saßen auf dem Podium Michael Berenbaum, der Gründungsdirektor des Holocaust-Museums in Washington, der Deutschlandhistoriker Richard Evans, Königlicher Professor für neuere Geschichte der Universität Cambridge, Jörg Skriebeleit, Leiter der Gedenkstätte des Konzentrationslagers Flossenbürg, und Wilhelm Krull in der doppelten Eigenschaft des Generalsekretärs der Volkswagenstiftung und des Vorsitzenden des Bundesverbandes deutscher Stiftungen. Obwohl es, zumal wenn Pinto-Duschinsky das Wort ergriff, mitunter knisternde und manches Unausgesprochene in dem eleganten klassizistischen Saal am Bloomsbury Square hängen blieb, hat Gestrichs geschickte Moderation den Eklat abgewendet.

In den durch anschauliche anekdotische Beispiele angereicherten Beiträgen ging es um die moralischen Überlegungen, die Empfänger von Stiftungsgeldern anstellen müssen. Betont wurde die Notwendigkeit von klaren Richtlinien. Wie Evans in seinem konzisen Referat darlegte, hat der schwierige Umgang deutscher Unternehmen mit ihrer Vergangenheit verschiedene Phasen durchlaufen. Auf das lange Schweigen sei in den achtziger Jahren eine äußerst selektive, weißwuschende Aufarbeitung gefolgt. Als Beispiel nannte Evans die von dem Bonner Wirtschaftshistoriker Hans Pohl herausgegebene Daimler-Benz-Dokumentation. Öffentliche Kritik habe schließlich zu einer Auftragsforschung neuer Stils geführt, die Evans wirklich als unabhängig gelten lassen wollte.

Evans, Autor einer dreibändigen Gesamtdarstellung des „Dritten Reiches“, erlaubte sich in diesem Zusammenhang einen Seitenhieb auf die von Joschka Fischer berufene Kommission für die Geschichte des Auswärtigen Amtes. Er warnte vor der Versuchung, bekannte Professoren zu engagieren, die viel zu beschäftigt seien, um die Recherchen selbst auszuführen, und stattdessen Assistenten beschäftigten, deren Arbeit im Falle von „Das Amt“ nicht einmal synchronisiert worden sei – mit der Folge, dass die Verteidiger der Wilhelmstraße die Fehler zum Vorwand nehmen konnten, die Enthüllungen über das Ausmaß der Verstrickung der Diplomaten zu diskreditieren. Im neuesten Heft der Zeitschrift „Neue Politische Literatur“ hat Evans einen Rezensionssatz über „Das Amt“ veröffentlicht.

Jörg Skriebeleit wies darauf hin, wie wenig geneigt manche Firmen, die Zwangsarbeiter und Häftlinge aus Konzentrationslagern beschäftigt hätten, immer noch seien, die dunklen Jahre offen zu erörtern. So habe Siemens zwar einige Computer gestiftet für die Gedenkstätte Ravensbrück, den Firmennamen jedoch nicht mit der Schenkung erwähnt sehen wollen. Um die von allen Teilnehmern geforderte Transparenz zu gewährleisten und dem von Pinto-Duschinsky erhobenen Vorwurf zu entgegen, dass Firmen Wissenschaftlern immer noch Zugang zu ihren Archiven verwehren, regte Krull nicht nur die Digitalisierung der Dokumente an, sondern auch die Einrichtung einer „Plattform“ zur unabhängigen Erforschung der Vergangenheit. So solle die Einstellung des „Wer zahlt, schafft an“ überwunden werden.

Michael Berenbaum warb um Verständnis für die Lage der Unternehmen in einer hochmoralisierten Öffentlichkeit: Mit Schuldbekennnissen müsse man in diesen prozessstüchtigen Zeiten vorsichtig sein. Dass das Thema nicht nur deutsche Stifter betrifft, sondern Entsprechendes auch für andere Quellen gilt, auf die Hochschulen in knappen Zeiten zunehmend angewiesen sind, wie kürzlich auf besonders eklatante Weise im Zusammenhang mit der London School of Economics und dem Gaddafi-Regime zutage kam, konnte nur kurz gestreift werden. Pinto-Duschinsky kündigte an, er werde demnächst weitere Enthüllungen veröffentlichen. So wird die Debatte trotz der aktuellen Fragen wohl einstweilen auf die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands fixiert bleiben. **GINA THOMAS**